

Das Wesen der Wortbedeutung.

5. Kapitel.

Bedeutung als geschichtliche Tatsache. Das Wort als Träger der Bedeutung. Das Verstehen. Bedeuten, Bezeichnen, Ausdrücken.

Von allen bisher erörterten Begriffen ist der der Bedeutung wohl derjenige, der dem Wesenskern der Sprache zunächststeht. Ihm soll die folgende Untersuchung gewidmet sein.

Daß eine bestimmte Folge von Lauten in einer bestimmten Sprache eine bestimmte Bedeutung hat, ist in keiner Weise in der Natur des Lautes als solchen begründet. Daß eine Lautgruppe als Wort gilt, ist eine einfache geschichtliche Tatsache, die durchaus jenseits der "Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung" liegt. Geschichtliche Tatsache jedoch nicht im Sinne eines einmaligen Geschehnisses, sondern im Sinne eines wenngleich zeitlich beschränkten Soseins oder Sichsverhaltens.

Zum Wesen aller sprachlichen Geltung — und aller Geltung überhaupt — gehört die Dauer. Eine Sprache, die für jedes Ding jedesmal erst einen Namen, für jeden Vorgang jedesmal erst einen Ausdruck neu prägen müßte, wäre keine Sprache mehr. Ohne einen festen, dem Sprechenden als Erbe der Vergangenheit fertig vorliegenden Bestand von Ausdrucksmitteln ist keine Verständigung und also auch keine Sprache denkbar.

Und doch ist die Sprache, wie wir wissen, in ständiger Umgestaltung begriffen. Neue Worte werden geprägt, alte

wechseln ihre Bedeutung oder scheiden aus dem Gebrauch aus. Spricht dies gegen die wesensmäßige Beziehung von Geltung und Dauer? Keineswegs. Das Maß aller sprachlichen Veränderung ist dadurch gegeben, daß die Verständigungsmöglichkeit erhalten bleiben muß; andernfalls entsteht eine neue Sprache. Wie ein Volk nicht untergeht oder zu einem andern wird, weil täglich einige seiner Angehörigen sterben und andere geboren werden, so bleibt auch die Sprache bei allem Wandel dieselbe, solange die Kontinuität der Entwicklung gewahrt bleibt. Dabei ist zu bedenken, daß der Bereich des Verständlichen immer größer ist als der des sprachlich 'Richtigen', d. h. eben unbestritten Gültigen. Gelegentliche im Rahmen des Verständlichen liegende Abweichungen von der Sprachnorm werden, wenn sie einem neuen Ausdrucksbedürfnis entgegenkommen, allmählich zu Sprachgewohnheiten, 'okkasionelle' Neuerungen werden 'habituell' verallgemeinert. Meist wird es sich dabei um einen Austausch zwischen verschiedenen Schichten der Sprache handeln, indem etwa mundartliche Wendungen, Ausdrücke der Berufssprachen, Fachwörter usw. in der Schriftsprache festen Fuß fassen oder umgekehrt hochsprachliches Gut in die Mundart eindringt. Auch von Randgebieten des sprachlichen Ausdrucks her können Neuerungen in die Sprache eindringen, wenn etwa Bildungen schallnachahmender oder lautmetaphorischer Art im Bereich des verbalen Ausdrucks immer neu geprägt werden. Überdies hat alle sprachliche Geltung — gleich der Lautgebung — einen gewissen Spielraum, innerhalb dessen sich die Ausdrucksweise des Einzelnen frei bewegen kann. Erhält diese Bewegung bei mehreren Sprachgenossen eine gemeinsame Richtung, so ist damit die Möglichkeit einer Verlagerung des Spielraums-Mittelpunktes und damit einer einseitigen Erweiterung des Spielraums selbst, mithin einer Aenderung der Norm gegeben.*) Wie diese Vorgänge im

*) Ich darf hier auf meinen Aufsatz 'Der Begriff des Gesetzes in der Sprachwissenschaft' (Neue Jahrbücher 1920 I S. 189) verweisen, insb. auf S. 197 f. Die Fragestellung selbst scheint mir freilich heute verfehlt.

Einzelnen sich vollziehen, soll hier nicht untersucht werden; auch das eigentümliche Wesen jenes spezifisch sprachlichen Wertbegriffs des 'Richtigen' soll hier nicht erörtert werden. Wohl aber ist für uns die Feststellung wesentlich, daß um den festen Bestand der Sprache herum gleichsam noch ein Hof von verständlichen Ausdrucksmöglichkeiten gelagert ist, die zwar nicht zum eigentlichen Bestand der Sprache zählen, aber doch allmählich in ihn eindringen können.

Stetigkeit und Veränderlichkeit sind aber keineswegs in gleicher Weise für die Sprache wesentlich. Wir könnten uns eine Sprache recht wohl denken, die Jahrzehnte oder selbst Jahrhunderte lang ohne Veränderung bliebe. Tatsächlich ist es ja für alle Veränderungen des Sprachgebrauchs, wenigstens unter heutigen Verhältnissen, bezeichnend, daß sie sich fast unmerklich vollziehen, daß die Kurve der Entwicklung dem ungeschärften Blick als Gerade erscheint und es geradezu unmöglich wäre anzugeben, welche Veränderungen die Sprache etwa seit Beginn des laufenden Jahres erlitten hat. Wenn nun auch das Zeitmaß der Entwicklung nicht in allen Kulturepochen gleich langsam ist, so wäre doch selbst ein völliger Stillstand keineswegs unvereinbar mit dem Wesen der Sprache, so wenig wie mit dem Wesen des Geistes. Ein ständiges Neu-Werden der Sprache dagegen wäre mit ihrem Wesen als Verständigungsmittel unvereinbar. In wie enger Beziehung die Konstanz der sprachlichen Ausdrucksmittel, die sprachliche Tradition zu dem überpersönlichen, sozialen Charakter der Sprache steht, braucht nicht erörtert zu werden. Die Sprache ist ihrem Wesen nach, gleich der Sitte, konservativ, und gerade die kühnsten Sprachneuerungsversuche beweisen nur, wie eng auch der Neuerer an das Gesetz der Sprache gebunden ist.

Träger der sprachlichen Bedeutung ist in erster Linie das Wort. Der Satz gehört nicht als solcher dem Bestand der Sprache an, sondern baut sich aus Worten auf. Damit ist, wie schon oben angedeutet, keineswegs gesagt, daß der

Sprechende den Satz aus einzelnen Worten zusammenfüge. Wohl aber, daß ich die Bedeutung des Satzes nicht verstehen kann, ohne den Sinn der darin enthaltenen Worte zu kennen. Wenn jemand weiß, daß 'wie geht es Ihnen?' auf englisch '*how do you do?*' heißt, oder wenn der Ministrant weiß, daß '*et cum spiritu tuo*' 'und mit deinem Geiste' bedeutet, so versteht er doch darum den Satz noch nicht. Verstehen einer Sprache setzt Kenntnis der Wortbedeutungen voraus — wenn auch für praktische Zwecke der Verständigung, für immer wiederkehrende Fragen, Bitten, Antworten, das verständnislose Nachsprechen ganzer Sätze oder Wendungen ausreichen mag. Und natürlich genügt die Kenntnis der Wortbedeutungen auch noch nicht immer, um einen Satz zu verstehen. Wohl aber ist sie die Voraussetzung zum Verständnis des Satzes.

Eine Sprache ohne einen festen Bestand von Worten ist undenkbar. Ein fester Bestand von Satzformen und sonstigen Fügeweisen ist jedenfalls nicht in ganz gleichem Sinn wesentlich, da man sich eine Sprache ohne feste syntaktische Gestaltung immerhin recht wohl vorstellen könnte; die asyntaktische, gleichsam zyklische Fügung der Worte zum Satz tritt ja auch in der entwickelten Sprache hin und wieder auf. Jedenfalls aber gehört ein fester Bestand fertiger Sätze keineswegs zum Wesen der Sprache, wenn solche auch als stehende Wendungen, sprichwörtliche Redensarten usw. wohl nirgends fehlen und vielleicht gerade in frühen Sprachstufen einen noch breiteren Raum einnehmen. Eine Sprache aber, die überhaupt nur aus einem Bestand von Sätzen bestünde — nach Art gewisser Reise-Sprachführer — würde zu wesentlichen Leistungen der Sprache unfähig sein, weil man darin ja nur immer wieder das Gleiche sagen könnte. Das Wort, das der Sprechende dem überlieferten Bestande der Sprache, dem 'Wortschatz' entnimmt, ist seinem Wesen nach alt, der Satz, in den er sein gegenwärtiges seelisches Erleben kleidet, seinem Wesen nach neu; er kann wieder-

holt werden, aber er ist nicht an sich auf Wiederholung angelegt. Lehrsätze, Rechtssätze, Gebete und dergleichen, die immer wieder ausgesprochen werden, gehören nicht so sehr zum Bestande der Sprache, als zu dem der Wissenschaft, des Rechts, des Kultus. Der Sprechende bildet Sätze, aber er bildet nicht notwendig neue Worte. Der Satz ist eine Form der sprachlichen Äußerung — das Wort ein Bestandteil des Sprachgutes. Beide Begriffe gehören ontologisch durchaus verschiedenen Ebenen an: das Wort der Ebene sprachlicher Geltung, der Satz der Ebene des wirklichen sprachlichen Verkehrs.

Daher kann denn auch der Ausdruck *Bedeutung* nicht in gleichem Sinne von Worten und Sätzen gebraucht werden. Wir sagen allerdings in flüchtiger Redeweise *«how do you do»* bedeutet (besser: heißt) *«wie geht es Ihnen»*, da ist die ganze Phrase dann gleichsam als ein Wort gewertet. Wo wir aber sonst von der Bedeutung eines Satzes reden, meinen wir etwas, was mit dem sprachlichen Sinn des Satzes nur mittelbar zu tun hat; wir denken dabei entweder an den symbolischen Gehalt etwa eines Dichterwortes, oder aber an die logische Tragweite eines wissenschaftlichen Satzes. Was wir an einem Satz verstehen, auch ohne seine tiefere 'Bedeutung' zu erfassen, das ist der einfache sprachliche 'Sinn', der sich auf Grund der Wortbedeutungen und der Weise ihrer Zusammenfügung ergibt. So sollen denn im Folgenden die Begriffspaare 'Wort' und 'Bedeutung', 'Satz' und 'Sinn' koordiniert bleiben.

Die Bedeutung der Worte ist eine rein sprachliche Tatsächlichkeit, und zwar, wie wir sahen, die für die Möglichkeit sprachlichen Ausdrucks grundlegende Tatsächlichkeit. Der 'Sinn' des Satzes aber weist auf Zusammenhänge, in denen der Satz Sinn hat, und weist damit über das rein sprachlich Gegebene irgendwie hinaus. So erscheint es gerechtfertigt, wenn wir uns zuerst der Bedeutung des Wortes als dem uns zunächstliegenden Problem zuwenden und die

Frage nach dem Wesen des Satzes späterer Betrachtung vorbehalten.

Mit dem Begriff der Bedeutung steht der des Verstehens in naher Beziehung, und die Erörterung seiner Gebrauchsweise erscheint als geeignete Hinführung zum eigentlichen Bedeutungsproblem.

Im allerweitesten Sinn meint Verstehen das richtige Erfassen des lautlichen Bestandes (*percipere*). In diesem, und nur in diesem Sinne kann man sagen *«er hat sich mir vorgestellt, aber ich habe seinen Namen nicht verstanden»* und ebenso bei einem Diktat *«das letzte Wort habe ich nicht verstanden»*. Das heißt, ich habe wohl einen unbestimmten Gehörseindruck gehabt, aber keine Sprachlaute herauszuhören vermocht. Im übrigen aber ist an einem Namen nichts zu 'verstehen', und auch mit Beziehung auf das einzelne richtig vernommene Wort werde ich wohl eher sagen *«ich kenne das Wort nicht»* als *«ich verstehe das Wort nicht»*. Dieses Nichtkennen läßt sich nun wieder auf den Namen durchaus nicht in gleichem Sinne übertragen. Ich kann wohl sagen *«diesen Namen habe ich noch nicht gehört»*, wenn der Name in seinem lautlichen Bestand mir neu ist; auch wohl mit leichter Verschiebung *«der Name ist mir ganz unbekannt»*, wenn ich sagen will, daß ich keinen Träger dieses Namens kenne; niemals aber kann ich den Ausdruck *kennen* in dem spezifisch bedeutungsmäßigen Sinn auf den Namen übertragen, wie ich ihn etwa mit Bezug auf Worte einer Fremdsprache oder entlegene Worte der eigenen Sprache gebrauche. Einen Namen nicht kennen, heißt: nicht wissen, wer so heißt; ein Wort nicht kennen, heißt: nicht wissen, was das Wort heißt oder bedeutet. Da der Name rein als Name nichts bedeutet, sondern nur seinen Gegenstand bezeichnet — eine fundamentale Unterscheidung von der die ganze folgende Untersuchung auszugehen hat —, kann *einen Namen kennen* auch nichts anderes bedeuten als den bezeichneten Gegenstand kennen, das heißt, wie wir später

sehen werden, durch irgend eine Lebensbeziehung sich mit dem Gegenstand verbunden wissen. Einen Namen kann man falsch verstehen, aber nicht mißverstehen, d. h. man kann ihm nicht eine vom Sprechenden nicht gemeinte Bedeutung geben, weil er als Name einer Bedeutung überhaupt nicht fähig ist, wenn er nur überhaupt richtig als Name aufgefaßt wird. Auf Namensgleichheit beruhende Verwechslungen und dadurch hervorgerufene Mißverständnisse — das Menächmenmotiv — gehören nicht hierher, weil der Name selbst nicht mißverstanden, sondern falsch bezogen ist. Ähnlich können Mißverständnisse durch falsche Beziehung eines Hinweises oder falsche Ergänzung des Unausgesprochenen entstehen ('aneinander vorbeireden'); als Beispiel mag etwa die Szene IV, 1 der plautinischen *Aulularia* genannt sein, wo Lyconides von der Tochter des Euclio spricht, die er verführt hat, und dieser alles auf die ihm gestohlene *aula auri* bezieht.

Auch ein einzelnes Wort oder eine Wortverbindung kann man indes falsch verstehen, wenn man andere Worte hineinhört als die vom Sprechenden gemeinten; darauf beruhen die echten Wortwitze, die eigentlichen Kalauer, bei denen nicht wie beim eigentlichen Wortspiel Bedeutungen vertauscht oder in unerwartete Beziehung gesetzt werden, sondern zufällige Gleichklänge zu lächerlichen Verwechslungen führen (z. B.: '*Kann ich hier Rum kriejen?*' — '*Hier wird nischt rumjekrochen!*'). Es ist aber augenfällig, daß hier schon ein wesentlicher Unterschied gegen das Falschverstehen eines Namens eben darin zutage tritt, daß dem Gesprochenen eine falsche Bedeutung gegeben wird, was beim Falschverstehen eines Namens ja ausgeschlossen ist. Damit ist schon der Uebergang zum Mißverstehen angebahnt.

Halten wir also fest: man kann ein gesprochenes Wort verstehen (*percipere*) oder nicht verstehen (bei undeutlichem Sprechen z. B.); im letzteren Falle bleibt nur eine sinnlose Lautmasse übrig. In diesem Sinne gebrauchen wir das Wort

nur mit Bezug auf reale mündliche Ueberlieferung, während wir für Störungen der schriftlichen Uebermittlung kein besonderes Wort haben. Man kann ein lautlich richtig aufgenommenes Wort auch falsch verstehen, d. h. ein anderes gleichlautendes Wort, oder andere gleichlautende Worte verstehen, als der Sprechende verstanden wissen wollte; das wird in der Schrift nur bei Homonymen vorkommen. (Vom Verhören und Verlesen darf in diesem Zusammenhang wohl abgesehen werden.) Ein Wort *in abstracto* dagegen kennt man oder kennt es nicht; verstehen (*intelligere*) kann man nur real Gesprochenes, nur 'Worte', nicht 'Wörter'.

Verstehen oder mißverstehen kann ich dagegen einen 'Ausdruck', d. h. ein Gebilde aus Worten oder eine Wortbildung, ja auch ein einzelnes Wort in einer mir neuen Verwendung. Wenn ich sage: '*diesen Ausdruck verstehe ich nicht*', so meine ich damit nicht, daß ich die Bedeutung des Wortes nicht kenne, sondern daß ich mir nicht darüber klar bin, was das Wort in diesem Zusammenhang besagen soll, was damit gemeint ist. Es ist klar, daß es sich hier immer nur um sogenannte übertragene Bedeutungen oder Redeweisen handelt, und infolgedessen steht hier neben der Möglichkeit des Nichtverstehens (*non intelligere*) die zweite des Mißverstehens (*perverse interpretari*). Till Eulenspiegel, der *die Aermel an den Rock wirft*, mag dafür als Beispiel dienen und uns zugleich darüber belehren, daß das Mißverstehen, d. h. die naive Deutung auf Grund des bekannten Wortsinnes, eigentlich das Primäre ist gegenüber dem Nichtverstehen, das die Einsicht (*intelligentia*) in die Unsinnigkeit der wörtlichen Bedeutung voraussetzt. Wenn man mit einem Modewort sagt: '*die Sache ist gut aufgezogen*', so wird nur Till Eulenspiegel nach dem Uhrwerk und dem Schlüssel suchen, der Verstandesmensch dagegen wird den Ausdruck entweder richtig verstehen oder nicht verstehen, wenn er nicht weiß, was das Wort *aufziehen* in diesem Zusammenhang 'heißen' oder 'besagen' soll, und die ihm bekannte

Bedeutung des Wortes nicht in den Zusammenhang einzufügen weiß.

So erweist sich der Gegensatz (*richtig*) *verstehen* — *mißverstehen* als einmal unabhängig von der Kenntnis der Bedeutung (ein Wort, dessen Bedeutung man überhaupt nicht kennt, kann man auch nicht mißverstehen, höchstens seinen Sinn unrichtig erraten) und andererseits bezogen auf den Zusammenhang der Rede. *Verstehen* heißt hier: den Sinn der Rede richtig erfassen, *mißverstehen*: der Rede einen falschen Sinn unterlegen, *nicht verstehen*: außerstande sein, der Rede einen vernünftigen Sinn zu geben.

Beim Verstehen eines ganzen Satzes oder eines geschlossenen Äußerungszusammenhanges kann es sich zunächst wieder darum handeln, daß ich das Gesprochene in dem vom Sprechenden vermeinten Sinne 'auffasse'. Wenn ich jemanden z. B. zu verstehen gebe, daß seine Anwesenheit mir unerwünscht ist, ohne es ihm gerade heraus ins Gesicht zu sagen, so kommt es darauf an, ob der Hörer diesen Wink versteht oder nicht. Es gilt hier also hinter dem unmittelbaren Sinn des Gesprochenen einen zweiten Sinn ausfindig zu machen. Im Gegensatz zum Eulenspiegelmotiv ist dies aber keine Frage der richtigen oder falschen sprachlichen Deutung, sondern eine Frage des Taktes und der Klugheit. Ein stumpfer Mensch reagiert nicht auf Anspielungen, ein dummer versteht sie überhaupt nicht; "eine lose Rede schläft in dummen Ohren". Hier scheiden sich also sprachliches Verstehen und Verstehen des tieferen Sinnes, der nicht durch ein sprachliches Band mit dem Wortlaut des Gesprochenen verbunden ist.

Auf einer noch höheren Stufe des Verstehens können wir zwei Hauptmöglichkeiten unterscheiden, die sich gleichwohl unter dem einen Ausdruck: *Erfassen des Gedankens* zusammenfinden. Doch ist es ein wesentlicher Unterschied, ob ich eine mathematische Abhandlung 'nicht verstehe' oder ein lyrisches Gedicht. In beiden Fällen ist zunächst voll-

kommenes sprachliches Verstehen mit gedanklichem Nichtverstehen durchaus vereinbar. In beiden Fällen vermag ich dem Verfasser nicht zu folgen (*assequi*). Beim mathematischen Beweis aber ist es der logische Zusammenhang, der dem Nichtverstehenden verschlossen bleibt — also etwas, was grundsätzlich mit der Person des Verfassers nichts zu tun hat. Beim Gedicht aber heißt *den Gedanken verstehen* nichts anderes als den Dichter verstehen, und dieses Verstehen liegt, wie das künstlerische Verstehen überhaupt, sehr nahe an jenem menschlichen Sichverstehen, das auch ohne Worte möglich ist und dem sprachlichen Verkehr das Gepräge heimlichen Einverständnisses gibt. Beim Verstehen des logischen Zusammenhanges treffen sich die Geister, ihres Persönlichen entkleidet, im Reiche übersubjektiver Gültigkeiten, beim Verstehen des Gedichtes dagegen reichen sich die Seelen im Bewußtsein tiefer innerer Einheit die Hände. Dort Gemeinsamkeit des Anteilhabens an einer geistigen Welt — hier seelische Gemeinschaft. Dort heißt verstehen: begreifen, hier: ergriffen werden.

Wir sehen hier zwei Pole auseinandertreten, zwischen denen der sprachliche Verkehr des Alltags sich bewegt. Beide Pole aber sind zugleich Richtmarken, die über das Gebiet der Sprache hinausweisen in andere Sinneswelten: in die Hochwelt des reinen Gedankens, der sich zu seiner Darstellung schließlich eine eigene Zeichensprache schafft, und in die verlorene Frühwelt lebendiger Gemeinschaft, in die Welt schweigenden Sichverstehens.

Wir erörtern nunmehr das gegenseitige Verhältnis der Begriffe: Bedeuten, Bezeichnen, Ausdrücken.

Ueber das Verhältnis der Begriffe Bedeuten und Bezeichnen habe ich mich in meiner Abhandlung 'Vom doppelten Sinn der sprachlichen Formen' (Sitzb. Heidelb. Akad., phil.-hist. 1920, 12) kurz geäußert; ausgehend von der Leistung des Personennamens und des hinweisenden Fürwortes suchte ich zu zeigen, daß beide, obwohl nicht eigentlich in dem Sinne wie das Begriffswort Träger von 'Bedeutungen',

doch in verschiedener Weise der 'Bezeichnung' von Gegenständen dienen können.

Die Worte *Bezeichnen* und *Bedeutend* werden vielfach als Wechselbegriffe angesehen. Vom Gegenstand herkommend, fragt man: Wie wird der Gegenstand bezeichnet? Vom Wort herkommend: Was bedeutet das Wort? Doch zeigt eine eindringendere Ueberlegung, daß die eine Frage nicht einfach die logische Umkehrung der andern ist. Das Wort ist Bezeichnung, aber es hat Bedeutung: schon darin deutet sich eine Verschiedenheit der begrifflichen Struktur an. Verfolgen wir diese zunächst an der Hand des Sprachgebrauchs.

Das Zeitwort *bezeichnen* läßt sich mit persönlichen und sächlichen Subjekten verbinden: «*Ich bezeichne das Grab durch einen Stein*» und «*der Stein bezeichnet das Grab*». Im letzteren Falle erscheint das Zeichen gewissermaßen als Vertreter der bezeichnenden Person, als in deren Auftrag handelnd; man kann den bildlichen Ausdruck in der Tat nur da gebrauchen, wo es sich um von Menschenhand angebrachte Zeichen handelt. Dagegen wird *bedeuten* — soweit es überhaupt mit *bezeichnen* in einer Linie liegt — nur mit sächlichen Subjekten verbunden. Das Bezeichnen ist also eine Leistung dessen, der bezeichnet (oder derer, die bezeichnen); die Bedeutung eine Leistung dessen, was Bedeutung hat.

Beide Worte weisen ferner in verschiedenem Sinn über die rein sprachliche Sphäre hinaus.

'Bezeichnen' kann ich einen Gegenstand nicht nur mit sprachlichen Mitteln, sondern auch mit anderen, willkürlich gewählten sichtbaren Zeichen, ja, diese Verwendung ist sogar die ursprünglichere, wie denn das einfache Wort *zeichnen* (*notare*, nicht *delineare*) durchaus auf diese Verwendung sich beschränkt (*Wäsche, Waren zeichnen*). 'Bedeutend' dagegen wird, wenn auch mit merklicher Verschiebung des Sinnes, gebraucht in Verbindungen wie: *Perlen bedeuten Tränen, das Morgenrot bedeutet Regen*. Hier handelt es sich um ein innerliches Verbundensein der Erscheinungen, sei es im Sinne abergläubi-

scher Symbolik, sei es in dem des natürlichen Zusammenhanges. Wenn die Geltung des Wortes als Bezeichnung auf die Setzung von Zeichen durch Menschen, auf *θεσις* hinweist, so entspringt die Bedeutungsfunktion dem inneren Wesen des Wortes, sie ist die eigentliche *vis verbi*.

Ferner wird *bedeuten* auch von ganzen Sätzen, z. B. methaphorischen Redewendungen gebraucht, wo der Ausdruck *bezeichnen* unstatthaft wäre. Bezeichnen kann man immer nur gegenständlich Faßbares, nicht aber Sachverhalte. Umgekehrt läßt sich das Zeitwort *bedeuten* gerade in seiner sprachlichen Verwendungsweise nur mit Wörtern, nicht mit Gegenständen als Objekten verbinden; wir sagen «*panis bedeutet 'Brot'*» nicht aber «*panis bedeutet das Brot*». Ohne Anstand dagegen sagen wir, daß das Wort seinen Gegenstand bezeichne.

Wenn wir oben sagten, das Bezeichnen sei eine Leistung des oder der bezeichnenden Menschen, das Bedeutend dagegen eine Leistung des Trägers der Bedeutung, so können wir diese Unterscheidung nunmehr in anderer Richtung ergänzen: das Bezeichnen weist nach der Seite des Gegenstandes, das Bedeutend nach der Seite des Sinnes. Die Beziehung des Wortes auf den Gegenstand ist immer eine äußere und mehr oder minder zufällige (Hebbel sagt in diesem Sinne einmal "Alle Taufen der Sprache sind Nottaufen"); der Bedeutungsgehalt des Wortes dagegen, der Sinn, ist sein innerstes Wesen. Bedeutung ist das, was man bei dem Worte denkt — nicht der durch das Wort bezeichnete Gegenstand, an den man denkt. Indem die Bedeutung nach der Seite des Sinnes weist, richtet sie sich zugleich auf den Zusammenhang des Denkens, in dem die Bedeutung verankert ist. Bedeutung ist also nicht einfach gleichzusetzen mit gegenständlicher Beziehung des Zeichens auf das Bezeichnete. Wohl aber bestimmt die Bedeutung des Wortes den Kreis der Gegenstände, zu deren Bezeichnung es dienen kann.

Das heute bis zur Erschlaffung ausgeweitete Kautschukwort *Ausdruck* ist eine junge Rückbildung aus dem Zeitwort *ausdrücken*. Dieses selbst hat seine übertragene Bedeutung unter dem Einfluß des Lateinischen und Französischen erlangt. Die bildhafte Kraft des Wortes entspringt also nicht dem Boden unserer eigenen Sprache, und diese Wurzellosigkeit bedingt wieder die Blässe des Bildes selbst und die mangelnde Festigkeit seiner Züge, die in dem noch abstrakteren Substantivum sich fast völlig verwischt haben. Was hat ein Fach-*'Ausdruck'* der Mathematik oder Physik noch mit dem *'ausdrucks'*vollen Mienenspiel eines Bühnenkünstlers gemein? Halten wir uns daher zunächst an das Zeitwort *ausdrücken*.

Wir gebrauchen es in den verschiedensten Verbindungen. Jemand *drückt sein Beileid aus*, wobei seine Mienen *Schmerz ausdrücken*, oder auch: wobei *sich in seinen Mienen tiefster Schmerz ausdrückt*. Die letztere Wendung ist die einzige, die sich vom Deutschen aus völlig durchfühlen läßt: der Schmerz, als innere Bewegung gefaßt, prägt von innen heraus die Gesichtszüge zum Bild des Schmerzes. Die der Verbindung *'seine Miene drückt Schmerz aus'* zugrundeliegende Verschiebung entspricht geläufigem lateinischen Sprachgebrauch. Endlich der Sprechende selbst bedient sich der Sprache gleichsam als eines bildsamen Stoffes, den er zur Darstellung irgend eines Erlebnisses gestaltet; schon hier bezieht der Sprachgebrauch das *'Ausdrücken'* des Beileids auf die Beileidsworte. Und durchaus auf das sprachliche Gebiet beschränkt ist die Wendung *sich ausdrücken* in Verbindungen wie *sich gut, gewandt, unrichtig, bezeichnend ausdrücken*, in denen das Wörtchen *sich* den auszudrückenden Bewußtseinsinhalt mit der Person als dem Träger des Bewußtseins gleichsetzt.

Zum Teil läßt sich in diesen Verbindungen *ausdrücken* durch das einfache *äußern* ersetzen: jemand *äußert sein Beileid*, in seinen Mienen *äußert sich Schmerz*. Diesen Wendungen

fehlt das gleichsam plastische Moment des Zeitworts *ausdrücken*: die Vorstellung des Gestaltgebens. Darum sagen wir auch *sich lobend, anerkennend usw. äußern*, wo es nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt der Aeüßerung ankommt, und gebrauchen *äußern* mit *sagen*, *sich äußern* mit *sprechen* synonym. Bei *sich äußern* schwebt der Gegensatz vor: *sich nicht äußern*, also seine Gedanken für sich behalten. Jemand will sich nicht über etwas äußern, sagen wir, aber: jemand kann sich nicht ausdrücken; d. h. er kann seinen Aeüßerungen nicht die Gestalt geben, durch die sie das von ihm Vermeinte im Hörer lebendig werden zu lassen vermöchten. So tritt zu dem schon im Aeüßern enthaltenen Merkmal des Nachaußenwendens innerer Erlebnisse im Ausdrücken das Gestaltgeben hinzu. Ausdruck ist demnach zunächst: gestaltete Aeüßerung, oder besser: Aeüßerung im Hinblick auf ihre Gestaltung betrachtet, Aeüßerung als gestaltete.

Ausdruck ist Aeüßerung, insofern alles Ausdrücken ein Aeüßern ist, ein Nachaußenwenden von etwas Innerem, ein Sicht- oder Hörbarmachen von etwas Nichtsichtbarem oder Nichthörbarem. Hier erweist sich das Ausdrücken als äußerster Gegensatz des Bezeichnens; denn ausdrücken, d. h. eben äußern, läßt sich nur Inneres, bezeichnen aber im ursprünglichen Sinn des Wortes nur Sichtbares. Das Bezeichnen ist ein Verhältnis zwischen äußeren Wirklichkeiten, das Ausdrücken das Verhältnis zwischen äußerer Erscheinung und innerem Erleben. Das Wort *Ausdruck* führt so auf den Bereich des Seelischen als die Welt des Auszudrückenden, wie das Wort *Bezeichnung* in das Reich der Dinge weist, die bezeichnet werden. Ein Mensch, ein Tier, ein Ding, ein Gegenstand überhaupt kann nicht ausgedrückt werden — er kann höchstens selbst Ausdruck haben —, wohl aber mein Eindruck von dem Gegenstand, das, was der Gegenstand mir, als Erlebendem, bedeutet.

Ausdruck ist: Aeüßerung im Hinblick auf ihre Gestaltung betrachtet, Aeüßerung als gestaltete, oder aber auch:

Gestaltetes, sofern sich in ihm etwas äußert. Ein ausdrucksloses Gesicht hat Gestalt, aber es äußert sich nichts in ihm. Ein ungehemmt ausbrechender Schrei des Schmerzes oder des Schreckens ist Aeüßerung, aber nicht eigentlich Ausdruck: es fehlt ihm die Gestaltung.

Erweisen sich somit die Momente 'Aeüßerung' und 'Gestaltung' als dem Begriff des Ausdrucks wesentlich, so bedarf es doch im Hinblick auf die Verworrenheit des Sprachgebrauchs noch einer Klärung hinsichtlich der besonderen, mit der Substantivform gegebenen Möglichkeiten der Bedeutungsabschätzung.

Das Wort Ausdruck bedeutet, der Vieldeutigkeit solcher Wortbildungen entsprechend:

1) das Sichausdrücken selbst, die 'Ausdrückung', das Gestalten der Aeüßerung. In diesem Sinne redet man von den Mitteln des Ausdrucks, vom Ringen mit dem Ausdruck, vom Ausdruckgeben.

2) Das Gestaltetein durch Seelisches, also: die Beseeltheit einer Erscheinung; in diesem Sinne sprechen wir von *ausdrucksvollen* oder *ausdruckslosen Gesichtszügen*, *ausdrucksvollem Mienenspiel*, *ausdrucksvollem Spiel eines Musikers* (*espressivo*). Hier besteht also der Gegensatz Ausdruck: Ausdruckslosigkeit und entsprechend die Möglichkeit quantitativer Bestimmung: viel, wenig Ausdruck.

3) die besondere gestaltungsmäßige Bestimmtheit der Erscheinung durch das, was sich in ihr äußert, die (qualitativ bestimmbare) Physiognomie einer Erscheinung. In diesem Sinne sagen wir: *sein Gesicht hat* oder *zeigt einen sonnigen, sorgenvollen, gleichgültigen Ausdruck* (= Miene); bildlich auch z. B. *der klagende Ausdruck einer Melodie*. (Qualitativ bestimmbarer Ausdruck.)

4) Den gestalteten Gegenstand selbst, dasjenige also, in dessen Gestaltung sich das Seelische äußert. In diesem Sinne ist etwa das Spiel eines Schauspielers Ausdruck seiner Persönlichkeit.

5) Nur im Bereich des sprachlichen 'Ausdrucks' wird auch die einzelne Redewendung oder das einzelne Wort als *Ausdruck* bezeichnet. Für diese konkrete Verwendung ist die wörtliche Anführung (z. B.: «der Ausdruck *liebenswürdig*») und die nur hier mögliche Pluralisierung (z. B. *bildliche Ausdrücke*) kennzeichnend.

Welche Anwendung gestattet nun der Terminus *Ausdruck* — abgesehen von der letzten, rein sprachlichen Verwendung, die für sich behandelt werden soll — im Bereich der Sprache und insbesondere im Bereich der Wortbedeutung? Mit anderen Worten: In welcher Beziehung stehen die Sprache und ihre Elemente zu den verschiedenen begrifflichen Geltungen des Wortes *Ausdruck*?

Zunächst ist klar, daß die Sprache ein Ausdrucksmittel ist, ein Mittel, um sich auszudrücken, um dem Gedachten, Gefühlten oder sonstwie innerlich Erlebten Ausdruck zu geben (in der ersten Bedeutung des Wortes). Das Sprechen als gestaltete Aeüßerung, die Rede, ist in diesem Sinne eine Art des Ausdrucks.

Weiter läßt sich die einzelne Sprache als Ausdruck — in des Wortes vierten Bedeutung — einer individuellen gestalten Kraft auffassen, etwa: der 'Seele' einer Gemeinschaft, des 'Geistes' einer Nation. Diese gestaltende Kraft wirkt gleichmäßig in allen Aeüßerungen der Gemeinschaft: auch Kunst, Wissenschaft, Recht, Religion usw. sind in diesem Sinne Ausdruck. Diese Beziehung von Sprache und Ausdruck hat also mit dem sprachlichen Sich-Ausdrücken des Einzelnen unmittelbar nichts zu tun.

Den Elementen der Sprache, den Worten, eignet ferner ein verschiedenes Maß der Beseeltheit, der Ausdrucksfülle (Emphasis) in des Wortes zweiter Bedeutung. So sind die Worte *finster*, *düster*, *trübe* ausdrucksvoller (*plus expressifs*, *εμπαικώτερα*) als das einfache *dunkel*, *licht* ausdrucksvoller als *hell*. Fremdwörter sind im allgemeinen seelenloser als

Wörter der Muttersprache und daher z. B. für die lyrische Dichtung minder geeignet.

Soweit den Worten ein gewisses Maß des Ausdrucks eignet, muß dies notwendig auch ein bestimmter Ausdruck sein in des Wortes dritter Bedeutung; der Ausdruckswert des Wortes ist notwendig, wenn überhaupt vorhanden, auch qualitativ bestimmt. Der Ausdruckswert des Wortes, das Maß und die Art seiner 'Gefühlsbetonung', steht in mehr oder minder enger Beziehung zu seiner Bedeutung; wir werden darüber in den letzten Kapiteln dieses Teiles zu reden haben.

Weiter kann das Sprechen selbst, der Vortrag der Rede, ausdrucksvoll oder ausdruckslos sein; das letztere namentlich da, wo der Inhalt fremder Worte nicht innerlich erlebt wird, z. B. beim Vorlesen oder beim Hersagen von Auswendiggelerntem. Hier gilt es nicht nur, 'Ausdruck' schlechthin in den Vortrag hineinzulegen, sondern auch den richtigen Ausdruck; und hier nähert sich der Sinn des Wortes wieder der dritten Bedeutung. Wer mit richtigem Ausdruck liest, der wird eben auch mit angemessenem Gesichtsausdruck lesen, der sich mit dem Ausdruck der Rede zu einer notwendigen Ausdruckseinheit verbindet.

Mit dem Ausdruck des Vortrags steht der Ausdruckswert der Worte in enger Beziehung; gewisse Worte fordern einen typischen 'Ausdruck', mit dem sie gesprochen werden müssen, und der ihnen auch in einem umfassenderen Ausdrucksganzen gewahrt bleibt; so etwa die Adjektive *finster*, *düster*, *trübe*, *licht*, die denn auch bei ausdrucksvollem Lesen stets von entsprechendem Mienenspiel begleitet sind.

Das Wort kann also Ausdruck, oder genauer: einen bestimmten Ausdruckswert haben, der eine ihm gemäße Ausdruckseinstellung des Sprechenden Menschen fordert; kann das Wort aber selbst Ausdruck sein, in dem Sinne, wie die Rede Ausdruck ist?

Von gewissen Bestandteilen der Sprache sagt die grammatische Redeweise, daß sie dies oder jenes ausdrücken; z. B. *nicht* eine Verneinung, *aber* einen Gegensatz, *jetzt* eine zeitliche Beziehung zur Gegenwart des Sprechenden; man kann demnach auch sagen, die Partikel *nicht* sei sprachlicher Ausdruck einer Verneinung usw. Was hier ausgedrückt wird, ist jedesmal eine im Bewußtsein des Sprechenden sich realisierende logische Kategorie; 'Verneinung', 'Gegensatz', 'Beziehung' sind Begriffe, deren Seinsebene wesentlich die des Bewußtseins ist. Dagegen fehlt es Wörtern wie *nicht* *aber* *jetzt* durchaus an jeder unmittelbaren Beziehung auf äußere Gegenstände; sie sind nicht fähig, irgend etwas zu bezeichnen. Sie haben auch an und für sich, losgelöst aus dem Zusammenhang des Satzes, nicht in der Weise einen sprachlichen Wert, wie die eigentlich bedeutungserfüllten Worte. (Der Ruf «*jetzt!*» ist ja nicht einfach das Wort *jetzt*, sondern eine bestimmte Weise seines sprachlichen Gebrauchs.) Demnach enthält die Sprache Elemente, deren Bedeutung oder sprachliche Geltung sich darin erschöpft, daß sie gewisse auf die ausgesprochenen Inhalte bezüglichen Bewußtseinshaltungen zum Ausdruck bringen. Dagegen sind diese Elemente, obwohl Ausdruck von Bewußtseinsvorgängen, doch nicht etwa 'Ausdrücke' in der fünften Bedeutung des Wortes.

Das einzelne Wort kann ferner, als Wortsatz, selbstverständlich auch Aeüßerung und somit Ausdruck eines aktuell Erlebten sein; so gibt in unserem Beispiel oben S. 35 der Hörer seiner Mißstimmung über die schlechte Musik Ausdruck durch das Wort, genauer durch den Ausruf «*scheußlich!*»; dieser, in einem einzigen Wort bestehende Ausruf ist der Ausdruck seines Aergers, das Wort als solches dient nur dem Ausdruck des Aergers.

Indes kennen wir eine Klasse von Lautgebilden — Wörter wird man sie nur mit Vorbehalt nennen dürfen —, die ihrem Wesen nach geschlossene Aeüßerungen sind, die nur als geäußerte überhaupt gedacht werden können: die

Interjektionen. Sie sind, wenn wir uns zunächst auf die Gefühlslaute beschränken, in der Tat Ausdruckseinheiten, artikulierte — das heißt eben sprachgemäß gestaltete — Äußerungen seelischer Vorgänge. Ausdruckseinheiten sind sie auch in dem Sinn, daß ihnen ein zwar in gewissen Grenzen abwandelbarer, aber doch innerhalb dieser Grenzen bestimmter Gesamtausdruck, eine bestimmte Tongebung, ein bestimmtes Mienenspiel zugeordnet ist. Für das bedeutungshaltige Wort ist der Ausdruck, mit dem es gesprochen wird, um so unwesentlicher, je reiner das Beziehungsverhältnis zu einer auch außerbewußten Wirklichkeit sich herausarbeitet; das Dingwort stellt in dieser Hinsicht wohl die geringsten Ansprüche an zugeordneten Ausdruck. Dagegen kann vom sprachlich artikulierten Gefühlslaut die ihm wesentliche Weise der Lautgebung, das Gebärdenhafte, schlechterdings nicht weggedacht werden. Was von der Interjektion «o!» übrig bleibt, wenn man sich die durch das Ausrufszeichen angedeuteten Ausdrucksmomente wegdenkt, ist nur noch ein Laut, kein sprachliches Gebilde. Die Interjektion als Urzelle der Sprache steht noch jenseits der Scheidung von Wort und Satz. Sie hat mit dem letzteren die Ausdruckseinheit, mit dem ersteren die lautliche Geschlossenheit gemein. Aber der Uebergang von der Interjektion zum Wort vollzieht sich, durch 'adverbiale' oder 'prädikative' Verwendung vermittelt, fortwährend noch vor unseren Augen als gleichsam immer neuer Sprachursprung. Wir werden diesem Vorgang immer wieder unsere Aufmerksamkeit zuwenden haben. (Kap. XI, XII.)

Die Interjektion als reiner Ausdruck ohne jeden Bezeichnungswert bildet den polaren Gegensatz zur reinen, völlig ausdrucksfreien Bezeichnung — zum Namen. Bevor wir uns diesem Pol sprachlicher Geltung zuwenden, erörtern wir den konkreten Gebrauch des Wortes *Ausdruck*, wie er dann vorliegt, wenn wir von bildlichen, umschreibenden, beleidigenden Ausdrücken reden.

So abgebraucht auch der Terminus *Ausdruck* heute sein mag, so weit er sich von der ursprünglichen Anschauung entfernt hat — vollkommen sind *Wort* und *Ausdruck* noch nicht zu Wechselbegriffen geworden. Es lohnt sich auch heute noch, zu fragen, in welchen Fällen wir den Terminus *Ausdruck* bevorzugen, in welchen wir ihn minder passend finden.

Zunächst stellen wir fest, daß wir wohl nie von Ausdrücken reden, wenn es sich um geläufige Bezeichnungen sinnlich wahrnehmbarer Dinge handelt, die einfach so oder so 'heißen' und dies oder jenes 'sind'. Wörter wie *Messer*, *Tinte*, *Hund*, *Birne* sind keine 'Ausdrücke', solange sie auf den Bereich ihrer eigentlichen und jedermann geläufigen Verwendung beschränkt bleiben; es zeigt sich hier wieder, daß Ausdrücken und Bezeichnen Pole des Bedeutungsproblems sind. Schon eher werden wir von Ausdrücken reden, wo eine übertragene Anwendung stattfindet. Als Schimpfwort gebraucht, ist *Hund* ein beleidigender Ausdruck. Wenn man eine Glühlampe ihrer Form wegen als *Birne* bezeichnet, so ist das ein übertragener Ausdruck. Das Wort *Löffel* für Ohren des Hasen ist ein Ausdruck der Jägersprache usw. Sodann gebrauchen wir den Terminus *Ausdruck* gerne von zusammengesetzten oder sonst abgeleiteten Bildungen, die der Umschreibung von Begriffen dienen, und sagen in diesem Sinn etwa: Der Ausdruck *Säugetier* gehört der Zoologie an; der Ausdruck *Zerrbild* für Karikatur stammt von dem Verdeutscher Campe. Endlich bezeichnen wir auch mehrwortige Wendungen und stehende Redeweisen als Ausdrücke und fragen z. B. woher der Ausdruck *über den Löffel balbieren* stamme und was er eigentlich bedeute.

Ganz besonders aber werden wir den Terminus *Ausdruck* am Platze finden, wo es sich um nichtgegenständliche Bedeutungen handelt. Das Wort *fliegen* drückt eine Bewegung aus, und wir fragen etwa, welcher lateinische oder französische *Ausdruck* unserem *fliegen* entspricht. Oder

wir lesen in einer Grammatik, daß im Griechischen die *Ausdrücke* der Furcht und Flucht, der Scham und Scheu den Akkusativ regieren. Oder wir stellen fest, daß die griechischen *Ausdrücke* für Farbenempfindungen nicht genau den unseren entsprechen.

Wenn wir einen Ausdruck unangebracht oder irreführend finden, so meinen wir damit, daß das gebrauchte Wort geeignet ist, eine falsche Vorstellung zu erwecken. Wenn jemand dagegen einen Apfel als Birne bezeichnet, so werden wir nicht sagen dürfen, er habe sich falsch ausgedrückt: er kennt dann entweder die Bedeutung des Wortes überhaupt nicht, wie das bei Kindern und Ausländern vorkommen mag, oder er ist in einem sachlichen Irrtum befangen. Daß die Frucht so oder so heißt, ist eine Tatsache, die mit 'Ausdruck' ganz und gar nichts zu tun hat. Daß man sich überhaupt richtig oder falsch ausdrücken könne, setzt eine Spannung voraus zwischen den vorhandenen Mitteln des Ausdrucks und dem, was ausgedrückt werden soll. Eine solche Spannung aber besteht bei der einfachen Dingbezeichnung nicht; man kennt sie oder kennt sie nicht, sie kann einem auch entfallen, aber im Allgemeinen ist sie so eng mit dem Gegenstandserlebnis verwachsen, daß sie mir beim Anblick des Gegenstandes gleichsam von selbst in die Hand fällt. Das Wort *Birne* für *Apfel* erregt nicht nur eine falsche Vorstellung, sondern die Vorstellung eines anderen Gegenstandes als der Sprechende meinte. Bei der Bezeichnung handelt es sich um das Was, beim Ausdruck um das Wie.

Wo wir das Wort *Ausdruck* gebrauchen, haben wir nicht das Verhältnis von Bezeichnung und Gegenstand im Auge, sondern, wie dies der Herkunft des Wortes *Ausdruck* entspricht und wie wir es eben durch den Hinweis auf die Vorstellung andeuteten, das sprachliche Gestalten des innerlich Erlebten. Innerlich nacherlebt werden Vorgänge, daher bezeichnen wir Vorgangsworte gern als Ausdrücke, und zwar sowohl in ihrer ursprünglichen verbalen Form, wie in ihrer

substantivischen Verbegrifflichung (der Ausdruck *fliegen* — der Ausdruck *Flug*). Auch adjektivische Ausdrücke wie *rot, blau, kalt, warm* sind für uns Träger von Inhalten, die sich nur erlebnismäßig fassen lassen. Ich empfinde einen Ausdruck als beleidigend, kränkend usf., weil sich in ihm ein Urteil über mich oder meine Handlungsweise kundgibt, das ich als beleidigend empfinde. In der übertragenen Gebrauchsweise, in der Verwendung abgeleiteter und zusammengesetzter Bildungen gibt sich eine bestimmte Weise der Auffassung kund. Der übertragene Ausdruck *Birne* für Glühlampe bekundet, daß man durch den Anblick der Glühlampe an eine Birne erinnert wird, ihm liegt ein Vergleich, also ein Bewußtseinsvorgang zu Grunde. Ein Ausdruck wie *Säugetier* bekundet, daß für seinen Schöpfer aus der Gesamtheit der Tiere die säugenden sich als eine zusammengehörige Klasse heraushoben; ihm liegt ein Vorgang der Begriffsbildung zu Grunde. Wo immer wir gegenständliche Begriffsworte als Ausdrücke bezeichnen, da haben wir nicht in erster Linie den Gegenstand im Auge, auf den sich der Ausdruck bezieht, sondern die Weise, wie er sich im Ausdruck darstellt. Ein Gegenstand (um es nochmals zu wiederholen) kann nicht ausgedrückt, kann nur bezeichnet werden: ausgedrückt werden kann dagegen unsere 'Vorstellung' von dem Gegenstand, unsere Weise ihn zu sehen und aufzufassen.

So erweist sich selbst der heutige scheinbar über alles Maß erweiterte Gebrauch des Wortes Ausdruck doch noch bestimmt durch die Beziehung auf das Seelische, auf Bewußtseinsvorgänge, die in den Ausdrücken ihren Niederschlag gefunden haben, und andererseits durch ein Moment des aktiven Gestaltens, des Ueberwindens einer Spannung zwischen dem, was ausgedrückt werden soll, und den Mitteln des Ausdrucks. Wie diese Spannung den bloßen Bezeichnungen fehlt, so fehlt sie auch den Interjektionen und den rein funktionalen Partikeln. Diese fertig vorliegenden Ausdrucksmittel rechnen wir darum nicht zu den Ausdrücken, weil

sie ihre Ausdrucksfunktion nicht einer individuellen gestaltenden Kraft, einem individuellen Ausdrucksbedürfnis verdanken.

Mit der Bezogenheit der 'Ausdrücke' auf das Psychische, auf das individuelle Ausdrucksbedürfnis hängt es nun aufs engste zusammen, daß wir bei dem Wort Ausdruck immer den tatsächlichen Sprachgebrauch, ja häufig eine ganz bestimmte sprachliche Aeüßerung im Auge haben, in der der betreffende Ausdruck sich findet, während wir bei Wort mehr an das Bereitliegen der Elemente des Sprachgutes für die Aeüßerung, an die Zugehörigkeit zum Wortschatz der Sprache denken, an das virtuelle Gelten, das unabhängig ist von der aktuellen Verwirklichung im tatsächlichen Gebrauch der Sprache, damit aber auch unabhängig von der Bewußtseinslage und den aktuellen Ausdrucksbedürfnissen des Einzelnen. So fragen wir, was der Schriftsteller mit dem oder jenem *Ausdruck* gemeint habe, oder wir fragen mit Beziehung auf tatsächlich vernommene Redewendungen, was dieser oder jener *Ausdruck* bedeute. Wir stellen fest, daß jemand einen zu starken *Ausdruck* gebraucht habe, daß er in den schmeichelhaftesten *Ausdrücken* sich über eine Leistung geäußert habe. Wie die Bezeichnung am Gegenstand haftet, der sie gleichsam als unsichtbare Etikette an der Stirn trägt, so haftet der Ausdruck an der lebendigen Wirklichkeit der Aeüßerung, an der Tatsache, daß jemand sich so oder so ausgedrückt und damit das oder jenes gemeint hat, oder auch: daß 'man' sich so oder so ausdrückt und damit etwas Bestimmtes meint.

Ein Wort *in abstracto* kann man, wie wir sahen, nicht 'verstehen', sondern man kennt es oder kennt es nicht; wohl aber kann man einen Ausdruck in einem bestimmten Aeüßerungszusammenhang 'verstehen', 'mißverstehen' oder 'nicht verstehen', auch wenn der Ausdruck nur aus einem einzigen, seiner Bedeutung nach wohlbekannten Wort besteht. «*Ich verstehe nicht, was der Ausdruck . . . hier besagen soll*»: das

heißt nicht die 'Bedeutung des Wortes ist mir unbekannt', sondern: 'ich vermag dem Wort keinen in den Zusammenhang der Aeüßerung passenden Sinn zu geben'. Wörter sind Bestandteile des Sprachgutes, Träger von Bedeutung, die man kennt oder nicht kennt; Ausdrücke sind Gegebenheiten der sprachlichen Wirklichkeit, gestaltete Aeüßerungen von Bewußtseinserlebnissen. Wörter gibt es für die Reflexion über die Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks, Ausdrücke für die Reflexion über die Tatsachen des Sprachgebrauchs. Man sieht, daß hier wieder die Scheidung *inventio* — *collocatio* hineinspielt: die Wörter stehen auf Seiten der *inventio*, erst durch die *collocatio* werden sie zu Ausdrücken, zu Teilen eines realen Zusammenhangs von Worten.

Selbst der mathematische 'Ausdruck' läßt sich — obwohl er, als einem Randgebiet der Sprache angehörig, uns hier nicht eigentlich angeht — in der hier vorgetragenen Weise auffassen. Während das einfache Zeichen eine mathematische Größe oder Kategorie 'bezeichnet', kommt in einer Verbindung von Zeichen wie $a + b$, x^2 , \sqrt{n} eine 'Operation' zum 'Ausdruck', also ein Vorgang, der sich in einem denken- den Bewußtsein realisiert. Jeder mathematische 'Ausdruck' stellt also einen abgekürzten Denkvorgang dar, und so erweist sich selbst auf diesem abgelegenen Gebiet die Beziehung des Terminus *Ausdruck* auf die sinnlich wahrnehmbare Gestaltung von Bewußtseinserlebnissen treulich festgehalten.

Bezeichnung und Ausdruck erwiesen sich uns als Pole des Bedeutungsproblems. Unsere Darstellung wendet sich nun der Bezeichnung als solcher zu, und zwar in ihrer extremsten, schon außerhalb des eigentlichen Bedeutungsbereiches liegenden Ausprägung als Eigenname. Aus Gründen, die sich im Laufe der Darstellung klären werden, gehen wir von den Eigennamen realer Personen aus.